



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Gedichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Locken, um welche die bunten Bänder der Häubchen, die hier von vielen jungen Mädchen getragen werden, flattern, diese wilden Bewegungen und Verschlingungen sieht, dann glaubt man sich inmitten einer Schar moderner Bachanten und Bachantinnen versetzt, die in der wildesten Lebenslust den Zweck ihres Daseins suchen. Wenn aber der Tanz gar zu zweideutig und frivol wird, dann klopft einer der Stadtsergeanten, die in ihren dunkelblauen Uniformröcken und den kurzen, breiten Degen an der Seite, an der Galerie des Salons geräuschlos auf und abwandeln, den Tollsten oder die Tollste — denn die Tänzerinnen lassen sich in dieser Beziehung von ihren Tänzern nicht übertreffen — höflich auf die Schulter und spricht: „Mein Herr oder Mademoiselle mäßigen Sie sich.“ Mitunter wird dem freundlichen Wink gefolgt, noch häufiger geschieht es aber auch, daß sich der Uebermuth der Tanzenden, angefaßt durch das Bravorufen der Zuschauer, die sich immer um die Paare versammeln, welche den Cancan am kühnsten tanzen, nur noch steigert und die Stadtsergeanten ernstlich einschreiten müssen. Dies kommt indessen nicht häufig vor, die Brüsseler Polizei ist die höflichste und gefälligste von der Welt und nimmt es in der Regel mit einem kühnen Pas nicht allzustreng. Es ist unterdessen sehr spät geworden, die Reihen der Tanzenden lichten sich allmählig, eine Menge einzelner Paare verlieren sich in den dunklen Gängen des Gartens, in welchen nur hier und da — wir wissen nicht warum — eine farbige Lampe ein mattes Licht verbreitet und eine wilde Höllengalopade, die das Orchester anstimmt, bildet den Schluß des Vergnügens. Mit dem letzten Klange schrumpfen wie auf einen Zauberschlag die Gasflammen zusammen, so daß nur eine sehr matte schwache Dämmerung im Saale herrscht und alles in buntem Durcheinander, die jungen Leute ihre Grifette am Arm und das Grifettenlied:

„Lisette! ma Lisette,
tu me trompais toujours“

singend, die Ausgänge sucht. An der Porte de Laeken stäubt der Menschenhaufe auseinander und zerstreut sich auf den Boulevards und den rechts und links ablenkenden Straßen, mit dem Bewußtsein, sich köstlich amüßert zu haben. —

Neue Gedichte.

Die Lieder des Mirza-Schaffy. Mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. Dritte, neuvermehrte Auflage. Berlin, Decker. —

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Herausgegeben von Levin Schücking. Berlin, Schindler. —

- Von der Wartburg. Eine Taubenpost in Liedern. Von Anton Baron von Klesheim. Berlin, Schindler. —
- Weltseele. Dichtungen von Arnold Schloenbach. Leipzig, Engelmann. —
- Der Liederhort. Dichtungen von Müller von der Berra, mit Originalcompositionen von Spohr, Lindpaintner, Lachner u. s. w. St. Gallen, Scheitlin. —
- Frauenbilder im Kranze der Dichtung. Von A. Hafer (in Trier). Göttingen, Dieterich. —
- Historische Gedichte. Lebensskizzen und Naturbilder. Von Edwygrau. Frankfurt, Kettembel. —
- Gedichte von Elfriede von Mühlensfels. Straßund, Böfller. —
- Waldmärchen und Balladen. Von Emilie von Hallberg. Trier, Troffel. —
- Lieder eines Erwachenden. Von Moriz Graf Strachwitz. Fünfte Auflage. Mit Holzschnitten und Zeichnungen von F. Kosta. Breslau, Trewendt und Granier. —
- Lyrische Kleinigkeiten (der Ertrag für die Ueberschwemnten in Schlessen). Zweite Auflage. Dypeln, Clar. —
- Gedichte von Michel Berend. Leipzig, Schnee. —
- Christus der Ueberwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Karl Moriz. Dritte verbesserte Auflage. Dypeln, Clar. —
- Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Berlin, Herbig. —
- Das Rosenmärchen. Von Pauline Schanz. Herausgegeben von Julius Schanz. Berlin, Mittler. —
- Lianda. Eine Märchendichtung von Julius Schanz. Zwickau, Richter. —

Die Weihnachtszeit kommt wieder heran, die reinlichen Tische harren der Christbescherung, und die Damen sind vorläufig für alle andern Freuden der Welt abgestorben, als für Wollen- und Perlenstickerei, für Potichomanie, für Gehäkel, und wie die kleinen Teufeleien alle heißen mögen, und neben den telegraphischen Depeschen aus der Krim und dem Kladderadatsch, den beiden Hauptnahrungsmitteln der modernen Bildung, spielt die Musterzeitung eine große Rolle. Selbst die Unterhaltungen am häuslichen Herd kommen dagegen nicht auf, denn alles, was nicht raucht, ist eifrig beschäftigt, Maschen zu zählen, und hat daher für neue Gedanken keinen Sinn; und zwischen den Schneeflocken, die vom Himmel herabfallen, flattern in den buntesten Farben tausend lustige Vögel durch die Lüfte, Nachtigallen, Zeisige, Paradiesvögel, auch befiederte Blumen, Rosen, Nelken, Passionsblumen mit schwarzgoldenen oder

blaugoldenen oder rothgoldenen Federn, alle sehnsuchtsvoll nach den Weihnachts-tischen schauend, ob sie vielleicht dort einen Platz finden. Schon mehre Wochen vorher gehen trübe Ahnungen durch die Seele des armen Kritikus, der diese Schar von Vögeln auf sich zukommen sieht. Schon von fern hört er ihr leidenschaftliches Gezwitzcher, sieht, wie sie ihre Schnäbel wegen, und zittert für seine Augen.

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner sie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Bissen,
Sie gemächlich zu verschlucken!
Jagt euch um die Leckerbissen!
Selig, wer den Fraß verschlingt! —

Zuerst kommt ein orientalischer Paradiesvogel, der durch seinen lustigen Gesang schon manches Gemüth erquickt, Mirza-Schaffy. Er singt unter anderm:

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!

Und doch singt Mirza-Schaffy:

Wer da lügt, muß Prügel haben!

Treufreund und Hoffegut stimmen ein lautes und freudiges Bravo an und lassen den wackeren Tartaren, der sich gegen alle Tartarenbotschaften so lebhaft verwahrt, mit ihren besten Segenswünschen vorüberziehen. — Es folgt ein sehr ernsthaft aussehender Vogel in der Maske eines russischen Diplomaten. Die Maske ist heuer nicht beliebt, aber sie spricht sehr verständig, und wenn sie auch nicht lauter neue Dinge erzählt, so sind sie wenigstens immer gut ausgedrückt, z. B.:

Willst du einen fragen,
Thus mit fremden Taten,
Du hast dasselbe Vergnügen
Und wirst keine Schläge kriegen. —
Schüttle nicht die Mähne,
Hast du keine Zähne. —
Du findest auch den Teufel schön,
Wenn er dich zärtlich angesehen. —

„Warum nur hältst du soviel Hunde im Haus?“

Mit Hunden kommt man am besten jetzt aus,

Man weiß denn doch gleich und zu jeder Frist,

Ob einer ein Mops oder ein Pinscher ist. —

Die Maske des verständigen, ehrlichen und doch schalkhaften Diplomaten wird von einer Taubenpost abgelöst, die sich in österreichischer Mundart vernehmen läßt. Spricht sie nicht weise, so spricht sie doch behaglich, und so ist kein Grund, sie anzusechten. — Nun aber wird die Stimmung feierlicher. Es ist von nichts Geringerem die Rede, als von der Weltseele. In hochgestimmten Dithyramben wird das All besungen, und aus den Mythologien der fernsten Völker die geheime Symbolik des Lebens hergeleitet.

Und der Heiden heiliger Sinn

Feierte Urstehn!

Auferstehn!

Auferstehn der Natur.

Andächtig ahnungsvoll

Sanken sie nieder

Vor dem Bilde des Schmetterlings,

Ausgehauen in Stein.

Wir können uns nicht helfen, unwiderstehlich regt sich in uns die kritische Ader.

In Freiheit rauschen Stern und Wellen,

Und ein Gesetz verbindet sie. —

Natur, in frei allmächtigem Walten,

Sie ist der Freiheit Priesterin.

Das ist nicht wahr, ruft unser kritisches Gewissen; die Natur ist keine Priesterin der Freiheit, sie hat mit der Freiheit gar nichts zu thun; die Sterne und die Wellen rauschen nicht in Freiheit dahin; die Freiheit fängt erst an, wo die sogenannte Natur aufhört. Indessen ein Poet hat über dergleichen Dinge andre Gedanken, als ein Kritikus, und wir bescheiden uns in Beziehung auf die Weltseele, dem kühnen Flug der Dithyramben nicht folgen zu können; aber unsre Augen lassen wir uns nicht abstreiten, und wenn auch das reizende Schloß Reinhartsbrunn in die Sphäre der Weltseele gezogen wird, und wenn der Dichter behauptet:

Hier ist's so wild und so phantastisch;

So seltsam fremd, so seltsam drastisch;

so rufen wir wieder, aber dies Mal mit größerem Selbstvertrauen: das ist nicht wahr; Reinhartsbrunn ist allerliebste, reizend und anmuthig, aber es ist weder wild noch phantastisch. — Der Dichter des Liederhorts adressirt seine Gedichte an eine verstorbene Freundin in lateinischen Lettern. Er fügt sogar nach Frauenart noch ein Postscript hinzu: „Wenn Du droben vernimmst, daß ob meiner Freimüthigkeit die Recensenten wie reißende Wölfe über mich herfallen, so laß Dir nicht bange sein, ich fürchte nichts und sie werden mich nicht verschlingen.“ — Nein! das werden sie nicht! — Mit immer größerem Bedenken sehen wir die weiter anrückende Schar, denn wir haben es jetzt mit

dem schönen Geschlecht zu thun. Zuerst werden in einer Sammlung die sämtlichen Damen der Weltgeschichte besungen, von Semiramis und Zenobia bis zu Louise Brachmann und Frau Silberlind, und wir sehen mit Vergnügen, daß über die schönere Hälfte der Menschheit seit geraumer Zeit sehr viel Artiges gesagt worden ist. Wir wollen daher diesen guten Eindruck auch nicht stören, wir wollen über den eigenthümlichen Stil der Madame Edwygrau jede respectwidrige Bemerkung unterdrücken, wir wollen bei der dritten Auflage der Frau von Mühlensfels ebensowenig auf das Gegentheil hinweisen, daß nämlich nicht übertrieben viel Eigenthümliches darin zu finden ist, und wir wollen nur noch mit lebhafter Theilnahme auf die sehr zarten und duftigen Waldmärchen hinweisen, deren Stimmung uns erfrischt und erfreut hat. —

Wir glaubten hier schließen zu können, aber es drängen sich immer mehr neue Erscheinungen zusammen. — Die neue Ausgabe von Strachwitz ist vorzüglich ausgestattet, über den Dichter selbst haben wir uns schon ausgesprochen. — Die lyrischen Kleinigkeiten verdienen, auch abgesehen von dem wohlthätigen Zweck, den Beifall des Publicums; sie sind bescheiden und gemüthlich. — Mehr Ansprüche machen die Gedichte von Berend. Sie sind vom modernsten Stil, voller Zorn und Welterschmerz, aber ohne bedeutenden Gehalt. — Das Gedicht über Christus ist gut gemeint und ungefähr in der Weise von Witschels Morgen- und Abendopfern ausgeführt. — Eine gute Gesinnung spricht sich in dem vaterländischen Gedicht über Preußen aus. Ein eigentlich plastisches Talent besitzt der Verfasser nicht. — Von den beiden letztgenannten Gedichten, dem Rosenmärchen und der Liande, könnten wir weiter nichts sagen, als daß sie in der beliebten Blumen- und Elfenmanier recht artig und sauber ausgeführt sind, wenn wir nicht noch ein paar Worte über den Verfasser sagen müßten. Herr Julius Schanz kam, wenn wir nicht irren, kurz vor Ausbruch der Revolution nach Leipzig und trat als Dichter zuerst im Charivari von Dettinger auf, mit Epigrammen, in denen unter andern der Redacteur jener Zeitschrift als ein sehr feiner und scharfsinniger Kopf gerühmt wurde. Nebenbei stand er an der Spitze einer Burschenschaft und schwärmte für die rothe Republik und die Guillotine. Im weiteren Verlauf der Begebenheiten betheiligte er sich an der Empörung in Dresden und wurde insolge dessen gefänglich eingezogen. Nach einiger Zeit erschien von ihm ein Gedicht an den König von Sachsen, den er ansuchte, ihn wegen seiner Jugend zu schonen. Kurze Zeit darauf verbreitete sich das Gerücht, daß der Dichter sich dieser Schonung durch Denunciationen gegen seine früheren Verbündeten würdig zu machen suche, und sehr bald erschienen auch diese Denunciationen in der Freimüthigen Sachsenzeitung ungefähr im Stil des Herrn Ohm in Berlin; ja es kommen Dinge darin vor, die zu erfinden selbst die Phantastie eines C. Sue nicht ausreichend gewesen wäre. — Daß ein Verschwörer sich bekehrt, ist ein wünschenswerthes Factum; daß er seine Reue

an den Tag legt, zunächst durch ein vollständiges Bekenntniß seiner eignen Schuld, ist ganz in der Ordnung; daß er durch Angabe seiner Mitschuldigen sich zu retten sucht, ist schon schlimmer, namentlich wenn er nicht zu den Verföhreten, sondern zu den Verföhretern gehörte; daß er diese Angaben mit der Phantaste eines Mysteriendichters weiter ausführt — vielleicht liegt das im Wesen eines modernen Dichters; aber daß er nach allen diesen Thatsachen Gedichte unter seinem eignen Namen herausgibt und so die Welt an seine Existenz erinnert, dazu gehört eine Gemüthsbeschaffenheit, für die wir in unsrem Wörterbuch keine hinreichende Bezeichnung finden. Doch gehört dergleichen auch zu den Phänomenen der Zeit und muß daher constatirt werden.

Literaturgeschichte.

Goethes Leben und Dichtungen. Im Zusammenhange dargestellt von August Spieß. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. —

Lessings Nathan der Weise, durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar besonders zum Gebrauch auf höhern Lehranstalten erläutert von Eduard Niemeyer. Leipzig, G. Mayer. —

Shaksperes Werke. Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. 1. Bd. 1., 2., 3. Stück (Hamlet, Othello, Lear). Elberfeld, Friderichs. — George Sand. Histoire de ma vie. Tome II. Leipzig, Schnee. —

Der neue Biograph Goethes verfolgt einen andern Zweck als die bisherigen: „Während diese für Goethekenner geschrieben sind, hat er sich die Aufgabe gestellt, in die Goetheschen Dichtungen einzuföhren.“ Nach diesem Zweck ist auch das Urtheil über die Einrichtung des Buchs zu fassen. Der Verfasser hat nur die bedeutendern Lebensmomente und diejenigen Werke des Dichters in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, welche das ganze Volk als die seinigen in Anspruch nehmen darf; aber diese hat er sehr ausführlich behandelt, während er die Nebenumstände völlig mit Stillschweigen übergeht. Wer sich also mit dem Studium Goethes beschäftigt hat, darf in dieser Schrift nichts Neues erwarten; aber für jüngere Leute und namentlich für Frauen ist sie sehr empfehlenswerth. Der Verfasser entwickelt eine warme, liebevolle Theilnahme für seinen Gegenstand, er schreibt einen sehr lesbaren Stil und seinen Ansichten wird man wol im Wesentlichen beipflichten, wenn auch Abweichungen im Einzelnen bei dergleichen Dingen sich von selbst verstehen. Eins hätten wir weggewünscht, den apologetischen Theil. Von den Lesern, auf welche diese Schrift berechnet ist, wird wol keiner die Gegner des Dichters kennen; es ist also auch ganz überflüssig, gegen sie zu polemisiren, und eine